

»Ich werde einfach nur den Reis essen.«

Er hielt einen Finger an die Lippen, um mich um Ruhe zu bitten, ehe er den Anruf entgegennahm. »Stephen Brooks. Ja, nehme ich an. Hey, was ist los, Mann? Ach, du machst doch Witze, oder? Zwei Millionen. Das war das, was ich ihr gesagt habe.«

Während Stephen sein Gespräch fortsetzte, vertilgte ich den Reis und fing an, Wäsche zu sortieren. Als ich mich vorbeugte, trat er hinter mich und drängte sich an mich. Ich drehte mich um und sah ihn grinsen.

Du bist so verdorben, formte ich mit den Lippen.

Du bist so scharf, antwortete er in gleicher Weise.

Stephen war attraktiv, auf die Art eines adretten Geschäftsmanns. Er war immer glatt rasiert, hatte dunkles, langsam zurückweichendes Haar und dunkelbraune Augen, die beinahe schwarz aussahen, und er trug nur Anzüge oder seine Sportklamotten. Nie war er zwanglos gekleidet. Ich hingegen steckte in einer zerrissenen Jeans und einem Sweatshirt der University of Illinois.

Wir passten in mehr als nur einer Hinsicht absolut nicht zusammen, und auch wenn es da diese gegenseitige körperliche Anziehung gab, hatte ich nie das Gefühl gehabt, unsere Beziehung könnte über das, was sie derzeit war, hinauswachsen. Er hatte mich nie seiner Familie vorgestellt. An Feiertagen besuchte er seine Eltern in der Vorstadt, und ich ging zu Rose. Wir verbrachten kaum Zeit in der Wohnung des jeweils anderen.

Als Rose starb, isolierte ich mich sogar noch mehr, überzeugt, ich müsse lernen, allein zu sein, folglich hatte ich die Sache mit Stephen auch nie vorangetrieben. Auch er hatte nie auf mich gedrungen. Ich blieb mit Stephen zusammen, weil das behaglich war. Und ich blieb mit Stephen zusammen, weil er nett war und ich glaubte, er wäre alles, was ich hatte. Aber auch nach zwei Jahren brachte er mir noch Gelbes Curry mit Huhn mit.

Ich setzte mich auf die Waschmaschine. Als Stephen sein Gespräch beendet hatte, kam er zu mir, steckte aber das Telefon nicht weg; er hielt den Kopf gesenkt und starrte auf das Display. Ich spreizte die Beine, damit er näher an mich herankam.

Ohne aufzublicken, reckte er einen Finger hoch. »Warte, ich muss nur noch diese Nachricht abschicken.«

Es war erstaunlich, wie einsam ich mich fühlen konnte, wenn ich nicht einmal allein war. Manchmal, wenn ich mit Stephen zusammen war, kam mir meine Situation noch schlimmer vor als sonst. Ich hatte mich damit abgefunden, dass unsere Beziehung vorwiegend körperlicher Natur war. Stephen hatte nie auch nur einen Artikel gelesen, den ich geschrieben hatte. Seine Ausrede lautete, dass er lieber Wirtschaftszeitungen und Sportmagazine las. Nicht einmal mir zuliebe machte er eine Ausnahme.

»Ich reise morgen wegen einer Story nach Kalifornien. Das ist eine große Sache, die Jerry schon seit Monaten an Land zu ziehen versucht.« Er nickte, starrte aber weiter auf sein Telefon. »Hast du mich gehört? Ich verlasse morgen die Stadt.«

Nun blickte er auf, beugte sich vor und drückte mir einen gesitteten Kuss auf die Lippen. »Gute Reise. Ich muss diesen Anruf annehmen, Kate. Tut mir leid. Bringst du mir mein Zeug rauf, wenn es fertig ist? Das ist wirklich ein wichtiges Gespräch, es geht um einen Millionen-Etat.« Er küsste mich erneut, und ich nickte und rang mir ein Lächeln ab. »Danke, Süße«, sagte er, machte kehrt und ging samt seinem Essen zur Tür.

Wie ich schon sagte, ihn interessiert das nicht.

Später ging ich zu Stephens Wohnung, um seine Wäsche abzuliefern. Als er die Tür öffnete, hatte er noch dieselben Klamotten an. Die Krawatte hatte er abgelegt und die Hemdsärmel hochgekrempt, aber das Telefon hielt er nach wie vor an sein Ohr.

Danke, ich schreibe dir eine Nachricht, formte er tonlos mit den Lippen.

Ich reichte ihm den Korb mit seinen Sachen und sagte sehr leise: »Gern geschehen.«

Er schrieb gern Nachrichten. Er hielt es für erotisch, schmutzige Texte hin- und herzuschicken, aber je weniger wir im echten Leben miteinander verbunden waren, desto bedeutungsloser wurden diese Nachrichten.

Doch tatsächlich, zwei Stunden später, ich war schon im Bett, erhielt ich eine Nachricht von ihm.

Stephen: Du siehst heute Abend toll aus.

Normalerweise hätte ich etwas in der Art geantwortet wie *Du bist auch nicht übel*, denn Stephen bemühte sich wenigstens, und ich glaubte, er meinte es gut, aber an diesem Abend wurde mir etwas überaus klar. Ich fing an, eine Beziehung zu visualisieren, in der ich mich wertgeschätzt fühlte. Es gelang mir nicht, mir das Gesicht der Person vorzustellen, die mir dieses Gefühl geben würde, aber irgendwie wusste ich, es war nicht Stephen.

Mehrere Minuten lang antwortete ich ihm nicht. Stattdessen rief ich Google auf und tippte R. J. Lawson in das Suchfeld. Ich streifte unzählige langweilige Artikel über seine frühen Erfolge und den Beitrag, den seine Erfindungen für den technologischen Fortschritt in Bezug auf Kommunikation und Sicherheit geleistet hatten. Es gab wenig, eigentlich gar nichts über sein Privatleben.

In einem Artikel wurde – zusammen mit einem Foto von ihm und dem Gerät – der Prototyp eines Servers vorgestellt, den er bei einer Wissenschaftsausstellung präsentiert hatte. Da konnte er nicht älter als zwölf gewesen sein, präpubertär, den Mund voller Brackets. Ich suchte und suchte in der Hoffnung, weitere Bilder zu finden, aber jedes Mal, wenn sein Name mit einem Foto verlinkt war, waren darauf entweder Computerkram oder das Weingut oder das Logo einer Wohltätigkeitsorganisation, die er gegründet hatte, zu sehen. Wenn ich zu diesem Interview ging, würde ich in Hinblick auf R. J. Lawsons Erfolge und sein philanthropisches Wirken eine Menge wissen und sehr wenig über den Mann selbst.

Nach einem Blick auf die Uhr kam ich zu dem Schluss, dass ich Stephen lange genug mit Schweigen bestraft hatte.

Kate: Wenn ich heute Abend so toll ausgesehen habe, warum bist du dann jetzt nicht in meinem Bett?

Stephen: Besprechung früh am Morgen. Gute Reise. Wir sehen uns, wenn du zurück bist.

Ich antwortete nicht. Ich schlief einfach ein mit dem Gedanken: *Ich bin alles, was ich habe.*

3. Journalistischer »Führerschein«

Am nächsten Tag landete ich um zwei Uhr nachmittags auf dem San Francisco International Airport. Mein erstes Interview mit R. J. Lawson war für fünf Uhr nachmittags vorgesehen, und ich musste erst noch über die stark befahrene Golden Gate Bridge raus aus der Stadt und rauf nach Napa Valley. Ich hoffte, dass am Flughafen Taxis bereitstanden, denn mir blieb nicht viel Zeit zum Vertrödeln. Zudem hatte ich das Flugzeugessen verschmäht, also hatte ich großen Hunger und bekam Kopfschmerzen.

Während ich am Gepäckkarussell wartete, zog ich den Reiseplan hervor, den mir die Assistentin beim *Chicago Crier* zusammengestellt hatte. Bei den Details zum Hinflug fand ich eine Reservierungsnummer für Avis Car Rental. Sofort rief ich Jerry an.

»Warum ist da eine Mietwagenreservierung auf meinem Reiseplan?«

»Dir auch einen schönen Tag. Wir haben dir einen Mietwagen organisiert, weil Napa ziemlich weitflächig ist. Ich dachte, du willst dich vielleicht ein bisschen umsehen, während du dort bist. Außerdem ... die Kosten für ein Taxi wären schon für den Hinweg höher ausgefallen.«

»Ich kann doch gar nicht Auto fahren, Jerry!«

»In deiner Akte ist ein Führerschein vermerkt.«

»Ja, ich habe den Führerschein gemacht, nachdem mir mein Freund auf der Highschool auf einem kleinen Parkplatz Fahrunterricht gegeben hat. Aber seitdem bin ich nicht mehr gefahren.«

»Du trittst aufs Gas, um loszufahren, und auf die Bremse, um anzuhalten, und du steuerst mit dem großen Rad direkt vor dir. Wie schwer kann das sein?«

»Schön. Ich hoffe nur, die Zeitung ist gut versichert. Das wird ein absoluter Albtraum werden.« Ich legte auf und griff nach meinem Koffer, der natürlich als letzter auf dem Transportband aufgetaucht war.

Bei Avis führte mich eine junge Frau zu meinem Wagen. »Ich muss rasch eine Sichtkontrolle durchführen, um bestehende Schäden zu protokollieren. Ich beeile mich.«

»Alles klar.« Ich warf meine Taschen in den Kofferraum und schlüpfte auf den Fahrersitz. Der Wagen war eine kleine Limousine von Toyota, nicht besonders schick, sah aber sehr neu aus. Ich tastete nach dem Zündschloss, als mir auffiel, dass die Frau mir den Schlüssel noch gar nicht gegeben hatte.

Sie hüpfte um den Wagen herum und stand dann vor meiner Tür. Dort bückte sie sich, um mich durch die Seitenscheibe anzusehen, lächelte süß und verkündete: »Keinerlei Schäden, Sie sind startklar, aber ich denke, das werden Sie brauchen.«

Sie hielt ein kleines schwarzes Kästchen hoch. Ich öffnete die Tür. »Was ist das?«

»Ihr Schlüssel.«

»Das soll ein Schlüssel sein?«

Sie stützte die Hand auf die Hüfte und neigte den Kopf zur Seite. »Haben Sie etwa noch nie ein Auto mit Startknopf gefahren?«

»Nein.« Offensichtlich hatten sich Autos in den letzten zehn Jahren ein bisschen verändert.

Die Frau unterzog mich einem Schnellkurs, nachdem ich ihr erzählt hatte, dass ich sehr lange nicht gefahren war. Ich glaube, ich tat ihr leid.

»Das ist genau wie Radfahren, wissen Sie?«

»Ja, danke, das ist ein wirklich guter Hinweis.«

Ich tippte die Adresse des Weinguts in das Navigationsgerät und fuhr zur Ausfahrt der Mietwagenfirma. Alle eineinhalb Meter trat ich kreischend auf die Bremse, bis ich endlich die Straße erreicht hatte. Ich musste wohl noch etwas üben. Die Dame des Navis brachte mich erfolgreich über die Golden Gate Bridge, aber ich genoss nicht eine Minute der Fahrt. Ich hatte Angst, ich würde einen Fußgänger oder einen Radfahrer erwischen oder selbst von der Brücke stürzen, und konnte gleichzeitig den Blick nicht von dem Wagen vor mir wenden. Dann, als ich endlich raus aus der Stadt war, entdeckte ich einen *Wendy's* und verließ den Highway. Die Dame des Navis geriet ein wenig außer sich.

»Neuberechnung. Fahren Sie zwei Kilometer nach Norden auf der DuPont.«

Ich bog noch mal ab, um auf die andere Seite des Highways und zu einem verlockenden Chocolate Frosty zu kommen.

»Neuberechnung.«

Hektisch drückte ich auf den Knöpfen herum, bis es mir endlich gelang, sie zum Schweigen zu bringen. Ich bog rechts ab, und dann bog ich gleich noch einmal ab, direkt auf den Parkplatz von *Wendy's* und in die dort beginnende Drive-in-Spur.

Rasch warf ich einen Blick auf die Uhr. Zwanzig vor vier, ich hatte noch genug Zeit. Ich fuhr vor dem Lautsprecher vor und rief: »Ich nehme eine mittlere Pommes und einen großen Chocolate Frosty.«

In diesem Moment hörte ich das kurze Aufheulen einer Sirene. *Whoop*.

Ich sah in den Rückspiegel und entdeckte den Ursprung des Geräusches. Es war ein Motorradpolizist. *Was tut der da?* Ich saß da und wartete darauf, dass der Lautsprecher meine Bestellung bestätigte, da hörte ich es wieder. *Whoop*.

»Ma'am, bitte verlassen Sie die Drive-in-Spur, und fahren Sie zur Seite.«

Rasch ließ ich die Seitenscheibe runter, steckte den Kopf hinaus und sah mich um, bis der Polizist in meinem Blickfeld war. »Reden Sie mit mir?«

Zu meinem absoluten Entsetzen benutzte er erneut seinen Lautsprecher. »Ja, Ma'am, ich rede mit Ihnen. Bitte verlassen Sie die Drive-in-Spur.«

»Entschuldigen Sie. Hallo? Die letzte Bestellung müssen Sie wohl streichen.«

Ein paar Sekunden später ertönte die Stimme eines jungen Mannes aus dem Lautsprecher. »Ja, das dachten wir uns schon«, sagte er und brach in Gelächter aus, ehe er den Lautsprecher abschaltete.